

»Eine Art permanenter Mai '68«

Didier Eribon im Gespräch mit Thomas Ostermeier und Florian Borchmeyer

Didier Eribon wurde 1953 in Reims geboren. Er studierte Philosophie, ist Autor und hat eine Professur für Soziologie an der Universität von Amiens. In »Rückkehr nach Reims« erzählt er von der doppelten Scham, die ihn als Homosexueller und als Arbeitersohn belastete. Er fragt, was soziale Herkunft in einer neoliberalen Gesellschaft bedeutet, und warum sich das französische Arbeitermilieu heute von den linken Parteien abwendet und im Diskurs des rechtsextremen *Front National* wiederfindet.

Thomas Ostermeier: Da Sie in Ihrem Buch »Rückkehr nach Reims« einen recht persönlichen Ton anschlagen, möchte ich Ihnen von meinem persönlichen Lebensweg erzählen, der Ihrem ein wenig ähnelt. Meine Eltern kamen aus einer eher einfachen Schicht; mein Vater war niederrangiger Soldat; begonnen hatte er als Schneider, wie seine Mutter. Und weil er aus einem so armen Milieu kam, entschied er sich, Soldat zu werden, um seine Familie zu ernähren. Meine Mutter war Verkäuferin. In meiner gesamten Kindheit war es absolut nicht vorgesehen, dass meine Brüder und ich auf das Gymnasium gehen. Dass wir dort hingingen, war nur der Tatsache geschuldet, dass wir uns dafür stark machten. Mein Vater war so, wie Sie Ihren beschreiben: ein »Haustyrann« – inklusive häuslicher Gewalt und Alkoholismus. Und das war seltsamerweise, und im Gegensatz zu Ihnen, für mich eine Motivation, zu kämpfen – und hat mir einen Grund gegeben, Theater zu machen. Und als ich 1996 begann, Regie zu führen, habe ich mit Stücken Karriere gemacht, die sich mit der sozialen Frage auseinandersetzen, wie »Shopping and Fucking« von Mark Ravenhill, ein Stück über *No Future*-Jugendliche ohne Zukunftsperspektiven mit sehr schlecht bezahlten Jobs, Kleinkriminelle. Später, als ich an die Schaubühne kam, sagte ich mir: Ich möchte weiter in dieser Richtung arbeiten; also inszenierte ich ein Stück, das sich »Personenkreis 3.1« nannte, über Obdachlose, Drogenabhängige, Alkoholiker, Arbeitslose. Es wurde ein großer Flop, die Leute verließen den Saal. Weil ich in einer Institution des Großbürgertums angekommen war und all diese Marginalisierten auf der Bühne zeigte. Nach diesem ersten Schock begann ich sofort, die soziale Frage im Inneren des bürgerlichen Milieus selbst zu behandeln. Ich arbeitete also über die Angst vor dem sozialen Abstieg.

Didier Eribon: Ja, Privilegien zu verlieren.

TO: Und plötzlich funktionierte es: Alle diese Bourgeois haben sich wieder erkannt – denn das war die Zeit, als mit Gerhard Schröder und der Agenda 2010 die Angst auch in der bürgerlichen Klasse etabliert wurde, um den Neoliberalismus durchzusetzen. Nachdem ich Ihr Buch gelesen hatte, das für mich eine Offenbarung war – weil ich diese meine Vergangenheit völlig vergessen hatte, die soziale Frage, die Frage der Klassen – fragte ich mich: Wie ist es möglich, diese Frage in einer bürgerlichen Institution zu behandeln? Oder, um es einfacher zu sagen: Wie holt man marginalisierte Menschen ins Theater, wie spricht man im Theater marginalisierte Menschen an? Oder ist das sogar unmöglich? Wie spricht man Ihre Familie, meine Familie an? Wie kommt man zu einem Diskurs mit dieser Arbeiterklasse?

DE: Das sind zwei Fragen: Wie man in der Kunst und besonders am Theater über die unteren Klassen spricht, ist bereits ein schwieriges Problem. Doch das ist nicht dasselbe, wie sich zu fragen, wie man die unteren Klassen ansprechen kann. Man kann heute sehr gut alle prekarierten Menschen darstellen. Es ist nicht einfach, aber man kann sie auf einer Theaterbühne darstellen. Doch das Publikum wird dem angehören, was ich die *Kulturbourgeoisie* nenne, die Bourgeoisie, die kulturelle Institutionen frequenziert. Selbst wenn das Theaterstück von Arbeitern handelt, sind im Saal keine Arbeiter. Das war eine der großen Fragen, die sich zum Beispiel Leute wie Jean Vilar gestellt haben: Wie macht man Volkstheater? Und ich glaube, dass diese Frage nicht zu lösen ist, wenn man im Theaterraum bleibt. Denn wenn die Leute nicht ins Theater gehen, dann deshalb, weil sie

dazu kein Verhältnis haben. Jean Vilar hatte sehr schöne Ideen, besonders mit dem Festival von Avignon, aber dorthin fahren nicht die unteren Klassen.

TO: Ich habe in Avignon jemanden getroffen, der mir sagte: Wissen Sie, Herr Ostermeier, ich komme aus der Arbeiterschicht; ich lebe in Nordfrankreich, ich komme jeden Sommer nach Avignon: Wir wohnen auf dem Campingplatz und essen Sandwiches, um Ihr Stück zu sehen.

DE: Ja, natürlich, es gibt immer Ausnahmen. Und ich respektiere sehr, was Jean Vilar erreichen wollte. Nichtsdestotrotz scheint mir, dass der Bildungszugang hier die wesentliche Frage ist, und wenn man sich ansieht, wer Kulturinstitutionen frequenziert, sind das fast alle Menschen, die das Schulsystem durchlaufen und einen höheren Abschluss haben. Wenn man also feststellt, dass es da eine Korrelation gibt, muss man auch sehen, dass das bedeutet, dass jene, die nicht in den Kulturinstitutionen sind, die sind, die durch das Schulsystem ausgesondert wurden. Und daher ist die erste Frage nicht die nach der Kulturinstitution; die wirkliche Frage lautet: Warum werden die Kinder der unteren Klassen vom Schulsystem systematisch ausgesondert? Pierre Bourdieu hat großartige Analysen über das Schulsystem als Maschine zur Reproduktion der sozialen Klassen vorgelegt; wer die höchsten und prestigeträchtigsten Bildungsabschlüsse erreicht, sind solche, die so die gesellschaftlichen Positionen erreichen, die sie bereits von Anfang an innehatten, und der Schulabschluss legitimiert diese Position nun. Die Kinder der Bourgeoisie gehen auf die Eliteschulen; und werden alle Machtpositionen einnehmen – wirtschaftlich, kulturell, politisch. Es ist ein- und dasselbe Milieu, das die unteren Klassen ignoriert. Die ausgesprochen schwierige Frage lautet

tet: Haben Kunst und Kulturinstitutionen nicht auch die Funktion, die sozialen Klassen zu reproduzieren? Und, sobald man diese Feststellung getroffen hat, wie kann man die Situation verändern? In Frankreich wurden in den Arbeitervorstädten Theater geschaffen. Ergebnis: Nun reist das intellektuelle Milieu aus dem Zentrum von Paris in kostenlosen Shuttle-Bussen zu diesen Theatern. Ich sage nicht, dass es ein völliger Misserfolg war. Aber man muss schon sehen, dass man das Theatermilieu nicht oder nur wenig verändert, indem man Theater in die Arbeitervorstädte bringt, trotz der Bemühungen derer, die diese Institutionen leiten.

TO: Wie ist das Problem der Banlieues zu lösen? Jean-Marc Ayrault stellte mir diese Frage, als er nach den Attentaten in Paris nach Berlin kam: Wie kann man mit Kultur erreichen, dass es in den Banlieues mehr Integration gibt? Und darauf antwortete ich: Die Sozialpolitik muss verändert werden. Das hat nichts mit der Kultur zu tun – wir können nicht Ihre Arbeit machen.

DE: Selbstverständlich! Man kann nicht glauben, dass die Kunst die gesellschaftlichen Probleme lösen kann, die die politischen Verantwortungsträger nicht einmal versuchen zu lösen. Die Leute, die nicht mehr in die Schule gehen wollen, weil sie denken, dass die Schule nicht für sie gemacht ist, werden nicht ins Theater gehen. Das sind Gegenden, in denen der Staat seine Rolle, seine Funktion als öffentlicher Dienst aufgegeben hat. Das Schulsystem sollte im Zentrum unserer politischen Überlegungen stehen. Wenn junge Männer aus dem Schulsystem aussteigen, weil für sie ein echter Mann zu sein bedeutet, auf der Straße zu sein, ergeben sich daraus Phänomene wie Gangs und auch Kriminalität. Und die Antwort lautet: Gefängnis. Heute ist es ganz deutlich: 18-jährige Jungen werden wegen eines kleinen Delikts ins Gefängnis gesteckt und kommen radikalisiert wieder heraus, mit der Idee, einen Terroranschlag zu verüben. Daher muss die Bildungspolitik überdacht und die katastrophale Strafpolitik verändert werden. Und als eine Ministerin wie Christiane Taubira versuchte, die Strafpolitik zu verändern, und sagte: Wir werden alternative Strafen einführen, wurde ihr vorgeworfen, dass sie Kriminellen helfen wolle. Ihre Strafpolitik war höchst intelligent und basierte auf Studien aus allen europä-

ischen Ländern; aber sie konnte sie nicht durchsetzen, weil selbst die linke Regierung, der sie angehörte, von ihren vernünftigen, weisen Vorschlägen entsetzt war. Wenn also die Regierungen sich nicht für die Kunst interessieren, kein Geld dafür hergeben, keine Subventionen vorsehen, und es plötzlich Probleme gibt – und sie dann die Künstler fragen: Was sollen wir tun? *lacht* – Aber daran hätte man vor 30 Jahren denken müssen! Den Schulen Geld geben.

Florian Borchmeyer: Ich frage mich allerdings, ob die Förderung der Schule allein zu einer Lösung führen kann. In den 70er Jahren wurde in Deutschland versucht, in marginalisierten Vierteln Schulen für alle zu errichten: Gesamtschulen, in denen es keine Trennung zwischen dem Gymnasium, das traditionell dem Bürgertum vorbehalten war, und den eher für die unteren Klassen bestimmten Schulformen gab. Meine Eltern begannen ihre Laufbahn als Lehrer an einer solchen Schule – und mussten sich mit den Grenzen dieses Modells auseinandersetzen: Die Jugendlichen aus diesen Vierteln hatten schon vor ihrer Einschulung von ihren eigenen Familien und ihren Freunden die Ideologie übernommen, dass die Schule etwas für die gebildeten Klassen ist, und es für sie besser wäre, Geld verdienen zu gehen, anstatt mit Bildung Zeit zu vergeuden. Die Schule wird nicht als mögliches Instrument zum sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg betrachtet. So gleicht die implizite Angst, sich in eine Bildungsinstitution zu begeben, jener, in eine kulturelle Institution zu gehen. Dieses Problem können nicht allein die Lehrenden innerhalb einer Bildungsinstitution lösen.

DE: Ich weiß schon, dass man diese Situationen nicht schnell einfach so regeln kann, und was Sie sagen, ist völlig richtig: Der Ausschluss der Kinder der unteren Klassen funktioniert aus dem einfachen Grund so leicht, dass er durch Selbstausschluss funktioniert. Die Kinder der unteren Klassen werden von vornherein ausgesondert, weil sie diesem Ausschluss durch die schulische Institution keinen Widerstand leisten. Die Kinder der unteren Klassen wissen, dass sie sowieso keine Anwälte oder Ärzte werden, und reduzieren ihre subjektiven Erwartungen auf das Niveau der objektiven Aussichten, was sie erreichen können. Und dadurch schließen sie sich selbst aus, weil

sie bereits ausgeschlossen sind. Für die Kinder der Bourgeoisie stellt sich die Frage nicht: Man studiert, das ist völlig klar. Für die Kinder der unteren Klassen ist es genauso offensichtlich, aber umgekehrt: Man studiert nicht, das bringt nichts, das ist nichts für uns. Um sich in eine Zukunft zu projizieren, muss die Möglichkeit bestehen, dass es diese Zukunft auch geben wird. In Frankreich ist das Schulsystem der Ort, an dem die sozialen Klassen und damit die wirtschaftlichen Voraussetzungen sich Jahrzehnt um Jahrzehnt, Generation um Generation produzieren und reproduzieren. Es gibt soziale Klassen, und das Schulsystem vollzieht, produziert und reproduziert sie. Und wenn ich sage, dass das in Frankreich stattfindet, muss ich dazu sagen, dass das auch fast überall sonst genauso stattfindet.

TO: Welche Beziehungen hat die Linke zu dieser Arbeiterklasse? Wenn ich Ihr Buch richtig verstanden habe, ist einer Ihrer Gedanken, dass linke Menschen, sobald sie in politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Machtpositionen ankommen, vergessen, dass sie die Pflicht haben, die Avantgarde der Emanzipation der Arbeiterklasse zu bilden.

DE: Als die Linke in Frankreich Anfang der 80er Jahre an die Macht kam, war offensichtlich, dass die Minister nicht aus der unteren Schicht stammten. Sie waren Kinder der Bourgeoisie, die aus der *ENA*, aus den Schulen der Macht kamen, mit denselben Laufbahnen, denselben Karrieren, derselben sozialen Herkunft. In meinem Buch »D'une révolution conservatrice et de ses effets sur la gauche française« (»Zu einer konservativen Revolution und deren Auswirkungen auf die französische Linke«) aus dem Jahr 2007 sagte ich: François Hollande als Parteivorsitzender des *Parti Socialiste* – ein Technokrat, ein reines Produkt der *ENA* –, das bedeutet 20% für den *Front National* in zehn Jahren. Und das war, als er Parteivorsitzender des *PS* wurde. Sie können sich vorstellen, François Hollande als Präsident, das bedeutet 30, 40% für den *FN* heute. Weil das Technokraten sind, die die soziale Wirklichkeit nur über statistische Tabellen wahrnehmen.

TO: Was denken Sie über Philippe Martinez, der heute an der Spitze der *Confédération générale du travail* steht? Er ist ein echter Arbeiter.

DE: Die französischen Medien haben ihn als archaisch, absurd hingestellt; ein alter Marxist, ein alter Linker. Philippe Martinez wurde von den Journalisten während der Streiks im vergangenen Frühling geradezu beschimpft. Und man sieht: Die Journalisten haben dieselben Schulen absolviert wie das politische Personal. Ich stimme mit Martinez in vielem nicht überein. Aber ich stelle fest, dass die Art, wie er in den französischen Medien behandelt wurde, schlicht und einfach auf Klassenverachtung und Klassenrassismus im Bezug auf einen Arbeiter zurückzuführen ist. Man sieht in den französischen Fernsehern, außer es handelt sich um einen Gewerkschafter wie ihn, weil man gezwungen war, ihn einzuladen. Die Fragen der Journalisten waren etwa: »Herr Martinez, wollen Sie Frankreich vernichten?« Niemals würde man, wenn Fillon sagt, er wolle 500.000 Beamtenposten abschaffen, besonders in der Bildung, oder die Sozialleistungen abschaffen, fragen: »Herr Fillon, Sie werden also Frankreich vernichten?«

TO: Wie kann man in so einem Fall als linker Intellektueller überleben, wenn man aus strategischen Gründen Fillon gegen Marine le Pen verteidigen muss?

DE: Ich werde François Fillon nicht gegen Marine le Pen verteidigen, so viel ist sicher. François Fillon ist ein Reaktionsärer. Wir befinden uns in einer schrecklichen Sackgasse. Der Diskurs der PS heute lautet folgendermaßen: »Wenn ihr nicht im ersten Wahlgang für uns stimmt, werdet ihr Fillon und Marine le Pen im zweiten Wahlgang haben und gezwungen sein, Fillon zu wählen.« Meine persönliche Antwort darauf ist: Wenn die Situation heute so ist, dann ist das eure Schuld! Im zweiten Wahlgang kann man gegen den FN stimmen – für jemanden, der ein Demokrat ist. Nun ist François Fillon aber kein Demokrat. Er ist letztlich ein Mann der extremen Rechten. Er ist eine Mischung aus einem wirtschaftlichen Ultraliberalismus und einem sozialen und kulturellen Ultrakonservatismus. Er ist gleichzeitig der Kandidat der Bankiers und der konservativsten Kräfte der katholischen Kirche, all jener, die bei der *Manif pour tous* gegen die Ehe für alle auf die Straße gegangen sind. Für mich ist es unmöglich, mich zwischen ihm und Marine le Pen zu entscheiden, selbst wenn ich es natürlich vorziehen würde, wenn es er und nicht sie würde – aber ich könnte nicht für François Fillon stimmen.

TO: Um 30 Jahre zurückzugehen, vor dieses ganze politische Elend: Sie beginnen Ihr Buch damit – und ich habe mich gefragt, ob Sie sich dessen bewusst sind – über Alzheimer und Ihre Angst zu sprechen, diese Krankheit zu haben – hat das damit zu tun, dass man Alzheimer meiner Meinung nach sozusagen als Metapher für die Linke einsetzen könnte? Die an einer Art Alzheimer leidet, die Arbeiterklasse vergessen hat? Sie erinnert sich nicht mehr, worin ihre historische Aufgabe besteht. Und zudem, um all das zu vermeiden, wäre nicht eine Art Erinnerung an den Kampf der Arbeiterklasse notwendig, braucht es für die Linke nicht eine Art ethischen Fundamentalismus?

DE: Die Frage der Erinnerung ist eine komplexe Frage, weil sich die Welt offensichtlich verändert und das linke Denken sich neu formulieren, neu erfinden, neu erschaffen muss. Die Linke kann man nicht definieren, man kann sie nicht festmachen, eine Definition festschreiben, was die Linke ist. Sobald man die Definition fest schreibt, gibt es keine Linke mehr.

TO: Ich glaube, dass es im Gegenteil ganz einfach ist. Marx sagt: »All jene, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, um zu überleben, sind Arbeiter.«

DE: Nein, aktuell hat der *Parti Socialiste* in Frankreich absolut nichts mehr mit der Arbeiterklasse, mit den Arbeiterkämpfen zu tun. Es gab eine Verschiebung nach rechts, wobei der *Parti Socialiste* dieselben intellektuellen Bezugspunkte hat wie die Rechte; dieselben Ideologien. Über Sartre zu sprechen ist in ihren Augen archaisch; dafür verehren sie Raymond Aron. Als wäre Aron nicht archaischer als Sartre. Und es gab eine von den Universitäten, von der Politik ausgehende ideologische Arbeit, die von den Industriebossen und den Banken finanziert wurde, deren Ziel es war, den politischen Diskurs der Linken zu modernisieren. Und »modernisieren« bedeutet immer: ihn nach rechts zu verschieben. Gegen diese falsche Linke, diese rechte Linke also, müssen meiner Meinung nach die Denkkategorien der Linken im Allgemeinen dringend neu erfunden werden. Zum Beispiel kann das Konzept der sozialen Klasse heute nicht mehr dasselbe sein, das Marx im 19. Jahrhundert vorlegte. Und ich denke, dass wir heute auf die Mythologie, so würde ich das ausdrücken, der Revolution verzichten müssen – einer Arbeiterklasse, die in einer

Art Kampf zwischen großen Einheiten eine historische Mission zu erfüllen hat.

TO: Ja, aber: Wie kann etwas verändert werden, wenn nicht über eine Revolution? Wie kann man diese Welt von Ausbeutern und Arbeitern verändern?

DE: Einerseits: Das Konzept der sozialen Klasse zu verändern, bedeutet nicht, auf jegliches Konzept von sozialen Klassen zu verzichten. Ich glaube, dass man eine Linke denken muss, die mit den Sorgen der unteren Klassen verbunden ist. Das soll nicht heißen, die Revolution zu denken, das soll heißen: den Welfare State, soziale Absicherung, Bildungszugang, Zugang zu medizinischer Versorgung zu denken ...

TO: ... also alles Werte der traditionellen Sozialdemokratie ...

DE: ... ja, wenn Sie so wollen, der traditionellen – die die Sozialdemokratie von heute ablehnt. Aber ich bin für eine radikale Veränderung der gesellschaftlichen Formen, die sich in der heutigen Welt abgelagert haben ... Und im Zentrum meiner Konzeption von Politik stehen die sozialen und kulturellen Kämpfe ... Ich bin also von der Sozialdemokratie sehr weit entfernt. Wirklich sehr, sehr weit entfernt.

FB: Wenn das Problem nur darin bestünde, dass die Linke ihre eigenen Grundideen vergessen hat, wäre die Lösung recht einfach zu finden: Wieder eine echte Sozialdemokratie ins Leben rufen und sich wieder an die Arbeiterklassen richten. Eine Linke links von der Linken nach den Prinzipien der traditionellen Linken wiederzubeleben, wie in Deutschland mit *Die Linke* – statt etwa nach dem Modell *Podemos* in mehreren Ländern einen sozusagen patriotischen linken Populismus neu zu gründen ... Allerdings verliert die Linke derzeit genau mit den Parteien, die auf einen derartigen patriotischen Populismus verzichten, der dem der Rechten stark ähnelt – wie in Deutschland im Fall der *Linken*, die eben die klassischen Werte der Linken vertritt – ihre Wähler an die extreme Rechte. Es scheint also, dass die Rezepte der klassischen Sozialdemokratie im Moment nicht mehr so gut funktionieren. Gleichzeitig stammen die Parteitippen dieser Linken – im Unterschied zu einer klassischen Sozialdemokratie, die häufig von Vertretern der Arbeiterbewegung geführt wurde – fast alle aus den gebildeten Schichten. Sogar diese »Linke

links von der Linken«, die die alten Werte der Sozialdemokratie wieder auferstehen lässt, hat die Beziehung zur Arbeiterklasse völlig verloren.

DE: Aber in Frankreich sind auch die Persönlichkeiten der extremen Rechten Anwälte, Ärzte, Akademiker. Marine Le Pen war Anwältin, alle Leute in ihrem Umfeld sind Anwälte oder Akademiker.

TO: Genau! Und wenn man in die Vereinigten Staaten blickt, steht an der Spitze der populistischen Bewegung ...

DE: ... ein Milliardenär! Es ist also klar, dass es nicht nur die Herkunft ist, die für Erfolg bei den unteren Klassen sorgt. Diese Situation ist das Ergebnis einer 30 Jahre andauernden Entwicklung im politischen und sozialen Leben. Diese 30-jährige Entwicklung muss analysiert werden. Und hier können vielleicht die Kunst, die Literatur, das Denken eine sehr wichtige Rolle spielen, um aufzuzeigen, was passiert ist.

TO: Wenn ich mir allerdings vorstelle, an der Spitze einer Bewegung zu stehen, die – um zu provozieren – sehr »kulturpessimistisch« ist, die sagt: Ja, das Privatfernsehen, die populäre Unterhaltung mit der Werbung in der Öffentlichkeit müssen verboten werden, man muss aufhören Sneakers zu tragen; keine Mode mehr; man muss wieder zurück zu einem gewissen linken Puritanismus.

DE: Ah, das ist Alain Badiou, der konservative Ideologe, berühmt für seinen nostalgischen Konservativismus, die Verbindung mit Lacan, dem reaktionären Denker der 1930er, und mit Stalin ... das ergibt eine tödliche Mischung, tödlich für die Linke und für das Denken. Das bin nicht ich! *lacht* ... Ich bin das Gegenteil von alledem – von Puritanismus, Disziplin, Ordnung, Männlichkeit, Antifeminismus, usw. ... keine Nike-Turnschuhe kaufen ... Ich denke, dass man den Leuten nicht verbieten kann, fernzusehen oder Sportschuhe zu kaufen, die sie kaufen wollen. Wir sind nicht eine einzige Person. Im Alltag sind wir Konsumenten, sind Opfer der Werbung. Aber wir sind nicht dieselben, wenn es eine soziale Bewegung gibt, eine Gewerkschaft, die für Forderungen eintritt, wenn es eine Partei gibt, die für Mobilisierung sorgt. Und es gibt Mobilisierung; ich habe an Demonstrationen gegen das Gesetz zur Arbeitsreform, die *Loi travail*, teil-

genommen. Die sozialistische Regierung schickte die Polizei, setzte Tränengas ein. Es ist offensichtlich, dass die sozialdemokratischen Regierungen an der gesamten aktuellen Situation Verantwortung tragen. Und für mich geht es nicht darum, eine Sozialdemokratie wiederherzustellen; es geht darum, eine Linke zu denken, die sich auf die sozialen Bewegungen in ihrer Vielfalt stützt. Herbert Marcuse sagte einmal Anfang der 70er Jahre: Die Arbeiterklasse ist verbürgerlicht. Die Revolution wird kommen, sie wird sich in neuen sozialen Bewegungen verankern: der Studentenbewegung, der feministischen Bewegung, der schwarzen Bürgerrechtsbewegung usw., denen er viel Bedeutung zumaß. Sein Irrtum war, dass er im Feminismus eine revolutionäre Kraft sah, die den Sozialismus einführen würde. Mein Problem mit sich als marxistisch verstehenden Denkern ist ihre »totalisierende«, »organische« Konzeption des Gesellschaftskörpers.

Dagegen sehe ich sehr weitgehende soziale Bewegungen, deren Sprecher bis zu einem gewissen Grad Jeremy Corbyn oder Bernie Sanders sind, oder Podemos zum Beispiel ... Das sind sehr mächtige soziale Bewegungen, die für Rechte, für Organisation eintreten, die Politik verändern. Es gibt mehrere »Linke«, und ich teile nicht die Vorstellung, dass es auf der einen Seite die Arbeiterklasse, auf der anderen die Bourgeoisie gibt, und alles andere wären bourgeoise Nebenprojekte. Es gibt Möglichkeiten, eine Linke der sozialen Veränderung, eine radikale Linke zu denken, ohne an Arbeiterrevolution und rote Fahne zu denken.

FB: Aber es ist dennoch ein bemerkenswertes Phänomen, dass die Arbeiterklasse auch in allen diesen neuen linken Bewegungen kaum präsent ist, und noch weniger auf der Ebene der parlamentarischen Repräsentation. Müsste man sich nicht radikaler die Frage stellen, wie eine politische Repräsentation, eine Regierung oder Legislative, vielmehr die Gesamtheit der Bevölkerungsschichten repräsentieren kann ... Um das zu erreichen, gibt es ziemlich konkrete Vorschläge, wie jenen, den neulich David van Reybrouck, der belgische Schriftsteller, entwickelt hat, der ein Buch »Gegen Wahlen« geschrieben hat und darin zu einer Rückkehr zu einem Gedanken der attischen Demokratie aufruft: eine Auslosung der Repräsentanten des Volkes, was zwangsläufig einen Durchschnitt aller sozialen Klassen ergibt. Dagegen haben Sie in »Rückkehr nach Reims«

geschrieben: Sie würden nicht wollen, dass Ihre eigene Mutter oder Ihr Bruder ausgelost würden, um Sie zu regieren. Das hat mich sehr überrascht. Ein derartiges Verfahren wurde in Irland durchgeführt, um eine Verfassungsreform auszuarbeiten, wobei die Hälfte der Teilnehmer dieser gesetzgebenden Versammlung keine Berufspolitiker waren, sondern ausgelost wurden. Und diese Versammlung hat unter anderem die Homoehe in Irland ermöglicht.

TO: Ein Glückstreffer! Das Gegenteil wäre auch möglich gewesen ...

FB: ... offensichtlich, aber die historische Tatsache ist, dass nicht das Gegenteil entschieden wurde – was bei einer Volksabstimmung vielleicht der Fall gewesen wäre. Die Anonymität einer Wahlkabine kann mehr als eine kollektive, öffentliche Debatte die schlimmsten Impulse, die asozialen Gefühle hervorkehren. Dagegen hat eine ausgeloste Versammlung ihre Entscheidungen durch eine Partizipationsmöglichkeit, einen kollektiven und gesellschaftlichen Austausch getroffen.

DE: Nein, die Auslosung wird zum Gegenteil führen: dass die Einzelnen isoliert genommen werden, so wie sie sind. Es gibt kollektive Debatten, die Dynamiken, ein Ressentiment erzeugen, denen ich sehr misstrauere. In »Rückkehr nach Reims« versuche ich, die Rolle der politischen Parteien zu denken. Sie stellen einen Rahmen zur Verfügung, der es den Einzelnen erlaubt, ihrer gelebten Erfahrung Sinn zu verleihen. Und wenn ich sehe, wie ganze Teile der französischen unteren Klassen vom *Parti Communiste* zum *Front National* übergelaufen sind, dass also dieselben Leute, die in denselben Verhältnissen leben, völlig gegensätzliche politische Entscheidungen treffen können, weil ihnen sehr gegensätzliche Parteien für ihre gelebte Erfahrung einen Sinn anbieten. Je nach dem Sinn, den Sie dem geben, denkt man sich als Arbeiterklasse, als soziale Bewegungen und Teil der Linken; oder man denkt sie sich als Franzosen, die sich gegen die Invasion der Einwanderer, der Flüchtlinge etc. verteidigen. Dieselbe gelebte Erfahrung kann eine andere Bedeutung annehmen, je nachdem, auf welche Partei Sie sich bezieht. Es gibt keine spontane, reine, unschuldige Meinung. Es gibt immer Filter, einen theoretischen oder politischen Rahmen, welche die Wahrnehmungen prägen, selbst wenn diese Rah-

menbedingungen nicht als solche sichtbar oder ausgesprochen sind. Eine derartige Auslosung befürworte ich höchstens auf lokaler Ebene. Wenn Sie auf nationaler Ebene Mitglieder meiner Familie auslosen, ist mir sogar der *Parti Socialiste* als Kriegspartei, glaube ich, noch lieber. Weil der Diskurs meiner Mutter der Diskurs des *Front National* ist. Aber meine Mutter ist eine sehr intelligente, sehr energische Frau, und sie wird eher andere davon überzeugen, wie sie zu denken, als umkehrt. Meine Mutter hat eine Geschichte, sie war links, sie wurde von den linken Regierungen enttäuscht. Wenn Sie sie auslosen, um an einer Versammlung teilzunehmen, kommt sie dort mit dieser ganzen Geschichte und mit ihren Impulsen hin. Dagegen besteht die Rolle der Parteien darin, vorzuschlagen, wie die soziale Welt gesehen werden kann, Wahrnehmungsrahmen für die soziale Welt und ihre Herausforderungen anzubieten.

TO: Sie fordern von den linken Eliten, dass sie in ihrem eigenen Leben, durch ihren eigenen Blick ein Beispiel geben: Wenn ich die Flüchtlinge willkommen heißen, muss ich gleichzeitig der Arbeiterklasse zuhören. Ich habe zweimal mit dem größten deutschen Schauspieler gearbeitet, mit Gert Voss, der viel Shakespeare gespielt hat. Ich habe mit ihm einen Shakespeare gemacht, »Maß für Maß«, ein Stück, das sich mit dieser Frage beschäftigt. Er spielte den Herzog und meinte, die Menschen seien nicht zur Macht begabt. Wie also ist mit diesem Problem umzugehen, dass die Macht durch die Macht ins Lächerliche gezogen wird?

DE: Unsere Aufgabe als Künstler und Intellektuelle besteht in kritischer Wachsamkeit: uns immer gegen die Macht zu stellen, selbst wenn es eine linke Macht ist, die uns angeblich vertritt. Wir müssen auf Seiten der Schutzlosen stehen. Aber wie kann man erreichen, dass die Schutzlosen im politischen Raum vertreten sind? Es fehlt die Vertretung der unteren Klassen im politischen Raum. Dabei gab es das vor 30 Jahren noch. Und es ist immer deprimierend zu denken, dass in der akademischen Welt kein einziger Professor aus einem einfachen Milieu stammt. Denn wenn man aus einem Arbeitermilieu kommt, kennt man die Wirklichkeit; und die Tatsache, dass kein Soziologe oder Historiker aus der Welt der Arbeiter kommt, führt zu starken Verzerrungen in den Darstellungen, selbst wenn sie sich als »wissenschaftlich« präsentieren.

TO: Und es gibt auch Denunzierungen. Ich wurde vielfach als Arrivist denunziert, da ich aus einem Arbeitermilieu komme und eine Institution leite – manche Menschen aus der bürgerlichen Klasse sind da neidisch. Ich habe das im sozialdemokratischen Milieu erlebt: Man hat vor allem nicht das Recht, am Tisch des sozialdemokratischen Großbürgertums den Mund aufzumachen.

DE: Und diejenigen, die das sagen, sind diejenigen, die finden, dass der Platz schon immer für sie reserviert war, während die Arbeiter Leute sind, die keine Sprache haben. Und die außerdem nicht sprechen würden, wenn es keine Partei oder Gewerkschaft gäbe, die in ihrem Namen, aber auch gleichzeitig an ihrer Stelle spricht. Aber wenn es diese Leute nicht gäbe, die für sie sprechen ...

TO: ... gäbe es überhaupt kein Sprechen. Deshalb bewundere ich Ihren Mut so sehr, von Ihrer Scham zu sprechen. Es ist mutig, weil das kein Brief an Ihren besten Freund ist, sondern ein Buch, das veröffentlicht wurde; das würde ich mich nie trauen, ich spreche fast nie darüber. Meine Familie war absolut nicht akademisch. Aber sie haben das Theater geliebt. Und meine Mutter verfolgte bis zu ihrem viel zu frühen Tod alle meine Arbeiten. Sie träumte davon, bei einer Premiere dabei zu sein. Und ich schämte mich zu sehr, um sie einzuladen. Ich konnte die Vorstellung nicht ertragen, dass bei der Premierenfeier Leute sagen könnten: Wer ist diese merkwürdige Frau, die mit Thomas spricht ...? Ah, das ist seine Mutter!

DE: Ich kenne dieses Schamgefühl. Als ich dieses Buch geschrieben habe, war das die Auswirkung einer persönlichen Krise. Als mein Vater gestorben ist, habe ich aus irgendeinem Grund plötzlich meine Vergangenheit wiedergefunden; die Arbeiterklasse in mir; alles, was ich beiseite geschoben hatte, das aber immer noch da war; und ich sagte mir: Im Grunde bin ich ein geteiltes Wesen. Es gibt im sozialen Leben eine Klassenstruktur, und ich bin eine Art lebende Inkarnation davon. Ich wirke an der Klassenherrschaft mit, indem ich mich meiner Vergangenheit als Arbeitersohn schäme. Ich bin links, ich kämpfe für die Rechte der Arbeiter; und gleichzeitig wirke ich durch dieses Schamgefühl, das ich in Bezug auf meine Familie empfinde, an der Erhaltung der Klassenstruktur der Gesellschaft mit.

TO: Es war also mehr eine politische Aktion als eine Mutprobe? Eine mutige politische Aktion.

DE: Es war für mich sehr schwierig, dieses Buch zu schreiben, und als ich es meiner Herausgeberin schickte, war sie sehr glücklich. Und dann schickte ich ihr eine Nachricht und sagte: »Ich möchte, dass wir die Veröffentlichung zurückziehen.« Sie sagte mir: »Aber es ist schon in der Druckerei, das Buch wird erscheinen.« Ich dachte: Es ist Wahnsinn, das zu tun – für mich, für meine Familie. Das ist ein zu persönliches Buch. Aber tatsächlich habe ich hunderte Briefe von Menschen erhalten, die mir sagten: Sie beschreiben da mein Leben. Also habe ich mir gesagt: Das ist keine individuelle Erfahrung. Es ist eine kollektive Erfahrung, die sich bislang nicht ausdrücken konnte. Also hatte ich – um Sartres Begriffe zu übernehmen – eine Art Übergang von der Serialität zum Kollektiv vollzogen.

FB: In Ihrem Buch präsentieren Sie zwei Arten von Scham: die Scham aufgrund der Herkunft aus der Arbeiterklasse; und die Scham aufgrund der Zugehörigkeit zu einer sexuellen Minderheit. Um Ihre Scham wegen Ihrer Homosexualität zu überwinden, mussten Sie in Ihrer Biographie die Klassenherkunft ausblenden. Allerdings sind, aus der Perspektive einer Emanzipationsbewegung gedacht, beide Arten von Scham das Produkt der Machtmechanismen einer bürgerlichen Gesellschaft. Und insofern liegt vielleicht genau darin das große Problem der zeitgenössischen Linken, dass es scheint, als seien diese beiden Gebiete – die doch zwei Seiten eines einzigen Kampfes sind: des Kampfes gegen die wirtschaftliche Unterdrückung und des Kampfes für die Rechte der Minderheiten – miteinander inkompatibel. Slavoj Žižek meinte in Bezug auf Hillary Clinton, dass der Neoliberalismus sich heutzutage leicht der Frage der Minderheiten annimmt. De facto ist es für die Industriemacht gleich, ob Sie zugewandert, schwarz, homosexuell sind oder nicht, alles ist in Ordnung, sofern Sie nur Kunde und Konsument sind.

DE: Sie können Kunde und Konsument sein, aber als Schwarzer sind sie trotzdem Opfer einer Herrschaftsform. Žižek sieht nur eine Herrschaftsform, die wirtschaftliche Herrschaft. Ich finde seine Aussagen – verzeihen Sie – empörend, widerlich. Wenn Sie schwarz sind und

Opfer von Rassismus, erleben Sie nicht nur Beleidigungen, sondern körperliche Aggression. Und als Schwuler weiß ich, wie oft ich beleidigt, bedroht wurde, und natürlich ist meine Existenz als Schwuler heute mit dem Neoliberalismus kompatibel. Und trotz allem möchte ich nicht unter dem Vorwand, dass sie mit dem Neoliberalismus kompatibel sind, auf meine Rechte als Schwuler verzichten. Ebenso verhält es sich mit dem Recht auf Abtreibung: Die Frauen haben sich das Recht auf Abtreibung erkämpft, sie haben es bekommen; es ist vollkommen kompatibel mit dem Neoliberalismus, und ich denke, es ist trotz allem wichtig. Die Rechte von gleichgeschlechtlichen Paaren und Familien mit homosexuellen Eltern zum Beispiel sind sehr wichtig: Natürlich sind sie mit dem Kapitalismus kompatibel, obwohl weder die Kapitalisten noch die neoliberale Rechte es sehr gerne sehen. Aber es sind sehr wichtige Rechte. Übrigens muss ich anmerken, dass ich nicht oft erlebt habe, dass Margaret Thatcher oder Ronald Reagan meine Rechte verteidigten – vielmehr habe ich sie gemeinsam mit anderen erobert; das waren nicht die neoliberalen Politiker. Alles, was gewissen Leuten nicht passt, wird dem Neoliberalismus zugeschrieben. Das sind Leute, die ihren homophoben, antifeministischen Impulsen einen theoretischen Rahmen geben. Ihr lacanianisches Denken wird zum allgemeinen Interpretationsrahmen: Wenn alles schief läuft, dann deshalb, weil es keine Väter mehr gibt und junge Männer einen Vater brauchen; die von den Feministinnen errichtete postpatriarchale Gesellschaft muss angeprangert werden; und wir müssen zur Polarität Frau/ Mann zurückkehren, usw.; wenn das also für sie nicht mit dem Neoliberalismus kompatibel ist, überlasse ich sie ihren autoritären, populistischen, männerzentrierten und heterosexistischen Wahnvorstellungen. Die Diskurse dieser Leute sind ganz einfach antifeministisch, homophob ... Was sie »Revolution« oder »Kommunismus« nennen, macht mir Angst. Das weckt in mir die Angst, die ich als Jugendlicher hatte, als das »scared gay kid«, um das es in einem Gedicht von Ginsberg geht. Wir müssten also wieder den Mund halten? In das Schweigen zurückfallen, aus dem wir uns unter so vielen Schwierigkeiten glücklicherweise befreit haben? Man hat den Eindruck, der große Feind dieser pseudorevolutionären Linken – die, man beachte, dasselbe sagt wie die katholische extreme Rechte – sei das Erbe des Mai 1968.

Und ich möchte eben dieses vielgestaltige Erbe verteidigen und erneuern.

FB: Diese machistischen und antifeministischen Impulse in der zeitgenössischen Linken sind vielleicht die Verlängerung eines inhärenten Widerspruchs über fast die gesamte Geschichte der klassischen Linken hinweg – insbesondere der marxistisch inspirierten Linken, wie Sie bereits erwähnt haben: die Unterdrückung von Minderheiten, Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Homophobie – und nebenbei bemerkt auch der Faschismus – werden nur als Resultat der Machtmechanismen des Kapitalismus und seines Klassensystems wahrgenommen. Sie werden demnach verschwinden, sobald eine klassenlose Gesellschaft geschaffen wird. Nehmen wir das Beispiel des verstorbenen Führers der kubanischen Revolution: Er verkündete die Gleichheit der Geschlechter und der Rassen. Doch in Wirklichkeit herrschte das, was der Volksmund »machismo-leninismo« nannte: Das Politbüro bestand fast ausschließlich aus weißen, heterosexuellen Männern, während die Homosexuellen zum Produkt der westlichen Dekadenz erklärt und in tropische Gulags gesperrt wurden. Welche mögliche Traditionslinie, welche möglichen Modelle sehen Sie also für eine emanzipatorische Linke von heute, die die Fragen des Klassenkampfes und des Kampfs für die Minderheiten vereinen würde? Sie zitieren übrigens in Ihrem Buch einen schönen Satz aus den Demonstrationen vom Mai '68: »Französischer Arbeiter, migrantischer Arbeiter: derselbe Chef, derselbe Kampf« ...

DE: Ich denke, wir müssen uns von der Idee der Homogenität der politischen Zeitlichkeit verabschieden, die allein von der Instanz der Wirtschaft bestimmt wird. Die Zeit der Politik ist grundsätzlich heterogen: Kämpfe brechen aus, verfestigen sich, dauern an, um diesem oder jenem Herrschaftsmodus, dieser oder jener Form von Macht zu trotzen, und jeder dieser Kämpfe hat seine Geschichte, seine Dynamik, seine Erfolge und Misserfolge ... Aber an diesen Verwerfungen in der Kontinuität der sozialen Ordnung, an diesen Bruchlinien muss die Arbeit des kritischen Denkens ansetzen. Die feministischen Bewegungen, die LGBT-Bewegungen, die antirasistischen Bewegungen, die Bewegungen für Minderheitenrechte, die Umweltbewegungen erweitern schon seit langem das Feld der Politik. Und auf diese Pluralität der Bewegungen und Kämpfe stützt sich

die Linke, ebenso wie auf die Kämpfe der Arbeiterbewegungen oder der unteren Klassen. Ich habe bereits genügend verurteilt, dass die Linke an der Regierung die unteren Klassen vergessen hat, um nicht zu akzeptieren, dass wir heute aufgefordert werden, umgekehrt die Kämpfe zu vergessen, die – um sie zu disqualifizieren – als »Identitätskämpfe« bezeichnet werden. Alle diese Kämpfe sind jedoch ganz gleich legitim. Sie überlappen sich allerdings nicht unbedingt. Jeder verteidigt spezifische Interessen. Und diese können sogar miteinander in Konflikt geraten, manche Kämpfe können bei anderen Kämpfen sogar Unverständnis oder Ablehnung hervorrufen. Das ändert absolut nichts daran, dass sie sich auch überschneiden können: der Kampf der Frauen für das Recht auf Abtreibung und Verhütung hat auch den Arbeiterinnen genutzt, das versteht sich von selbst. Und wir haben bereits auf die Intersektionalität hingewiesen: Eine prekäre schwarze Frau befindet sich am Schnittpunkt mehrerer Herrschaftsformen und daher mehrerer Kämpfe, und eben ausgehend von dieser vielfach dominierten Identität ist es möglich, eine komplexe und radikale Gesellschaftskritik anzusetzen. Es gibt Augenblicke, an denen sich die Kämpfe synchronisieren: noch einmal der Mai 1968 in Frankreich. Ansonsten, in den weniger intensiven Perioden, müssen wir wahrscheinlich im gleichen Sinne weitermachen und dabei den gesellschaftlichen Kampf als Koexistenz einer Vielfalt von politischen, sozialen, kulturellen Bewegungen verstehen. Eine Art von permanentem Mai '68, wenn Sie so wollen.

Aus dem Französischen von Brita Pohl.